Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 6

Artikel: Fieber
Autor: Schmid-Hanselmann, Werner Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073226

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FIEBER

Erzählung von Werner Konrad Schmid-Hanselmann

Ja, lieber Leser, Sie werden mich kaum kennen, mich, Jonas Breitenberg, Inhaber der Speditionsfirma Breitenberg Transporte AG. Da sitze ich nun in meinem Stuhle, ein Rekonvaleszent, wie sie sagen, einer, der darauf wartet, ins tätige Leben zurückzukehren. Ich sehe über den Spitalpark hinweg zu den fernen Waldungen hinüber und freue mich des Abends und seiner gesegneten Stille. Ja, das tue ich. Aber meine Bekannten bedauern mich, wenn sie mich besuchen; sie reden mit leiser Stimme und sind froh, nicht ich zu sein und wieder gehen zu können. Wie sonderbar wir Menschen sind!

An jenem Morgen da es geschah, warnte mich meine Frau und wollte mich zu Hause behalten. Wer aber in meiner Familie hätte sich je meinen Absichten widersetzen dürfen? So stieg ich denn in meinen Wagen und fuhr los. Sie wissen nicht, was er mir bedeutete. Er war ein Traum; er gehorchte dem kleinsten Winke; ein leichter Druck auf das Gaspedal, und er schoß ungewohnt sanft und schnell davon. Er schluckte jede Unebenheit; manche Kurven nahm er, als wären sie gerade. Ich genoß seine Vorzüge jeden Morgen neu, beschleunigte, verlangsamte, überholte und pfeilte auf der breiten Ausfallstraße kurz vor der Stadt dahin, schneller als alle andern und doch sicherer. Wie oft haben mir junge Burschen nachgeschaut halb staunend, halb neidisch. Wie mancher meiner Mitfahrer hat sich gefürchtet meiner Fahrkunst wegen. Und erst die Überholten! Ich konnte sie im Rückspiegel betrachten: es gab unter ihnen Gleichmütige; mir aber gefielen die, die sich ärgerten, es mit mir aufnehmen wollten und sich doch geschlagen geben mußten. Und wenn ich in der Stadt angekommen war und parkiert hatte, fühlte ich mich für mein Tagewerk frisch und bereit.

Aber an jenem Morgen kam ich nicht an. Fragen Sie mich nicht, wie es geschah; genug, daß es geschah und kein Zweiter meine Vermessenheit büßen mußte. Ich selbst weiß auch nichts mehr aus eigener Erinnerung. Denn im Augenblick, da das Unglück geschah, begann ich eine lange Reise.

Ich saß in meinem Wagen und fuhr auf einer wunderschönen Betonstraße dahin, die, in Tannenwälder eingebettet, in weiten nach rechts oder links ausschwingenden Kurven sich sanft abwärts zog. Ich konnte getrost Vollgas geben. Es drohte keine Gefahr. Es fiel

mir allmählich auf, daß überhaupt kein Gegenverkehr herrschte, und ich auch nie überholen mußte, noch überholt wurde. Das war langweilig. Darum schaltete ich das Radio ein und hörte mir einen lächerlichen Schlager an. Halb sentimental und halb frivol plätscherte er dahin mit seinem dummen Kehrreim: «Steig ein, mein Schatz, wir fahren. Raus kommst du nimmermehr.» Unmerklich war das Gefälle stärker geworden. Ich hielt es für nötig etwas vom Gase zu gehen. Meine Fahrt verlangsamte sich nicht. Ich bremste, aber mein Fuß fand auf dem Pedal keinen Widerstand und drückte es wirkungslos durch. Auch die Handbremse versagte, und aus dem Lautsprecher drang immerfort die Stimme des Schlagersängers: «Raus kommst du nimmermehr, raus kommst du nimmermehr . . .» Ich drehte das Radio ab. Da scholl es aus allen Ecken und Enden: «Raus kommst du nimmermehr, raus kommst du nimmermehr . . .»

Plötzlich sah ich die Brücke. Würde ich bei meiner Geschwindigkeit heil hinüberkommen? Ich biß auf die Zähne, ich steuerte die letzte Kurve, die in dieses kühne Bauwerk einmündete, nach allen Regeln der Kunst an. Die Räder pfiffen. Ein Zittern ging durch den Wagen. Ich sah mich auf die Brückenbrüstung zurasen. Ein Krachen und Bersten! Die Nase des Autos senkte sich. Wir überschlugen uns und fielen in wirbelndem, sich stets beschleunigendem Sturze. Ich versuchte vergeblich die Türe zu öffnen. Was hätte es helfen können? Ohne Fallschirm mußte jeder Sturz in diesen Abgrund mit dem gewissen Tode enden. So harrte ich in meinem Gefährte aus; vielleicht würde es mich beim unvermeidlichen Aufprall wenigstens etwas schützen. Dieser aber ließ auf sich warten, höher und höher türmten sich über uns die Felsenabstürze, und noch war kein Ende abzusehen.

Wie wir landeten und wie es zuging, daß wir heil blieben, weiß ich nicht. Unvermutet standen wir auf einer Wiese, tief tief unten zwischen Fels und Berg. Wir waren nicht allein. Auto reihte sich an Auto; die einen waren ganz, andere wieder halb abmontiert; dies ohne Motor, jenes ohne Räder, ein drittes ohne Türen: ein Autofriedhof. Während ich mich umsah, nahten sich ihrer Zweie. Ich wollte aussteigen, die beiden begrüßen und mit ihnen irgendein Geschäft, über dessen Charakter ich mir klar zu werden bemühte, abschließen. Doch konnte ich nicht hinaus, die Türen waren ja verschlossen. Jetzt standen sie vor meinem Wagen. Der eine, ein geschniegelter Herr mit Schnäuzchen, meinte, den wolle er kaufen, der gefalle ihm. Der andere in langer weißer Bürobluse rühmte die Vorzüge meines Autos, wie ich es selbst nicht besser gekonnt hätte. Ich nahm mir vor, nach getätigtem Handel mit dem Manne zu sprechen und ihn für meine Firma zu gewinnen; denn er würde ihr wohl anstehen. Plötzlich stutzte der Erste und meinte, es sitze ja noch einer drin. Man könne ihn mitdreingeben, meinte der andere. Doch der mit dem Schnäuzchen wollte nicht, und der gewiegte Händler gab nach und sagte: «So werfen sie ihn einfach hinaus. Ich fürchte nur, daß es Ihnen schwer fallen wird. Denn er fühlt sich mit seinem Gefährte verwachsen und eins. Wie hätte er sich sonst mit ihm hier hinab gestürzt?»

Man werde ja sehen, erwiderte sein Partner, öffnete die Türe meines Wagens ohne Schwierigkeiten und bat mich auszusteigen. Ich spürte ein Würgen in meiner Kehle. Nein und nochmals nein. Was sollte ich noch tun, wenn ich nicht mehr am Steuer sitzen, schalten, fahren und bremsen konnte? Ich neigte mich über das Lenkrad und umschlang es mit den Armen vom Willen erfüllt, mein Eigentum zu behalten. Da packte mich eine kalte Hand am Kragen. Welche Kälte! Sie drang durch und machte steif. Ich konnte mich nicht mehr wehren und wurde hinausgeworfen. Hilflos lag ich am Boden, während der Motor meines Wagens ansprang, und ein anderer losfuhr. Ich aber wälzte mich hin und her. Denn von allen Seiten und aus allen Klüften meiner Seele stieg es auf mich ein: o diese Nacht, dieses Nichts, diese lastende Leere . . . Daß ich doch sterben könnte! . . .

Ein Gesicht neigte sich über mich, der ich auf einer Art fahrbarem Bette angeschnallt lag. Es war ein Frauengesicht, von einer weißen Haube umrandet, also eine Schwester, eine Diakonisse. Ich hörte ihre leise weiche Stimme: «Herr Professor, Notfall drei zur Operation bereit!» Fragen durchfuhren mich, ob ich der Notfall drei sei, warum ich ihn sei, wo ich überhaupt sei, wer mich aus dem Abgrund hieher geführt habe. Dann aber überkam mich wieder das Gefühl des Fallens, und aus weiter Ferne vernahm ich die Stimme des Arztes: «Aber Schwester, wie können Sie sagen, dieser Mann sei bereit. Sehen Sie denn nicht, daß ihn ein Panzer umgibt, wie sollte ich da sein

Herz herausschneiden können? Führen Sie ihn ins rosa Zimmer.» Darauf die Schwester in leicht vorwurfsvollem Tone: «Ins rosa Zimmer, Herr Professor?» Er entgegnete unwirsch: «Tun Sie, was man Ihnen sagt, und fragen Sie nicht.» So wurde ich denn hinausgefahren, über endlose Gänge geschoben mit vielen, vielen Türen, bis sich schließlich eine öffnete. Man fuhr mich in ein Zimmer, dessen Wände mit einer rosa Tapete sonderbarer Musterung ausgeschlagen waren. Der Raum besaß kein Fenster und wurde von einer unsichtbaren Lichtquelle mit einem diffusen Lichte erfüllt. Man ließ mich allein. Die Türe schloß sich lautlos hinter der Schwester.

Ich begann die Tapete zu betrachten. Sie war von einem sehr blassen gegen das Weiße hinzielende Rosa. Besonders beschäftigte mich ihre Musterung. Je genauer ich hinschaute, um so besser verstand ich sie: Ich sah Zeichnungen. Da war ein Schulzimmer, mein liebes altes Klassenzimmer aus der Primarschulzeit. Vorne stand der Herr Lehrer, groß und unnahbar, ein strenger und gerechter Mann, und wir saßen vor ihm, wir Buben und Mädchen. Er lehrte uns das Einmaleins. Mein Banknachbar leierte die Siebenerreihe herunter. Ich schaute zum Fenstersims hinüber, wo eine Meise hüpfte. «Falsch», hörte ich eben den Lehrer sagen, «Jonas, verbessere!» Wo hatte mein Kamerad gefehlt? Ich wußte es nicht. Um Antwort verlegen stand ich auf. Der Schulmeister musterte mich über seine Brille hinweg, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und schnauzte mich dann an: «Wieder nicht aufgepaßt, Jonas, es ist eine Schande, du mit deinen Gaben, fahr nur so weiter und du wirst es nie zu etwas bringen.» Mit den letzten Worten zuckte aus seinem Munde eine Flamme, durchtänzelte züngelnd den Raum, fuhr in mich und siehe: sie wandelte sich in mir allgemach in eine wohlige Wärme. Des Lehrers Wort hatte meine Seele getroffen auf jenen geheimnisvollen Wegen, die kein Mensch weiß. Es hatte etwas in mir entzündet, ein Brändlein begann zu brennen: ich wollte es zu etwas bringen. Und sonderbar: das Rosa des Zimmers hatte sich gerötet.

Wieder schaute ich mich um, und mein Blick fiel auf ein anderes Tapetenmuster: da saßen wir daheim zu Tisch. Mein jüngster Bruder hatte das Tischgebet gesprochen. Ich war nun schon ein langer Bengel. Niemand sprach. Wir aßen schweigend unsere währschafte «Rösti», wie sie nur unsere Mutter zuzubereiten verstand. Der Vater wischte sich den Mund ab, als er seinen Teller geleert hatte, wandte sich zur Mutter und meinte: «Der Geispelhans will seine große Matte neben der unsern verkaufen und hat sie mir angeboten. Mußte ablehnen. Womit kaufen? Geld sollte man haben.» Sie lächelten sich an, als wollten sie sagen: «Was bedürfen wir schon der Wiese unseres Nachbarn, da wir doch einander haben.» Denn sie hatten sich sehr lieb. Ich aber verstand, verstand erst jetzt im rosa Zimmer: auch diese meines Vaters Worte brannten sich in mich hinein, vereinigten sich mit dem vom Schulmeister gelegten Feuer und wurden allmählich zu heißem Brand. O diese Hitze! Zu Gelde wollte ich es von jetzt an bringen. Und siehe, des seltsamen Zimmers Tapeten waren derweil rot geworden. Aber in mir fraß das Feuer, das seiner Musterung entsprungen war.

Jahre waren vergangen. Ich hatte meine Lehre beendet, war in die Fremde gezogen und lebte mit lustigen Kameraden ein lustiges Leben. Daneben lernte ich fleißig fremde Sprachen und neue Methoden der Geschäftsführung. Ich war ohne Zweifel tüchtig. Ich mußte es sein. Meine innere Glut trieb mich. Dann aber begegnete ich meiner spätern Frau. Es ergab sich eigentlich alles von selbst. Sie stammte aus derselben Gegend, wenn auch nicht aus demselben Orte wie ich. Auch sie war in unser Geschäft gekommen, um zuzulernen. Zwischen uns gab ein Wort das andere, und ehe wir uns versahen, hatten wir einander lieb gewonnen. Der alte Brand schien ob dem neuen erloschen zu sein.

Aber siehst du nicht jenes dritte Muster an der Wand? Du bist heimgefahren und triffst einen deiner Schulkameraden. Wir haben uns viel zu erzählen, betreten ein Café und setzen uns an ein Tischchen, bestellen uns Trinksame und tauschen unsere Erfahrungen aus. Es ergibt sich, daß er dort arbeitet, wo meine Braut daheim ist. Ich erzähle ihm von ihr und nenne den Namen. Da schaut er mich überrascht an und platzt dann heraus: «Du Glückspilz! Fängt sich einen Goldvogel, ohne es zu ahnen. Ja, ja sie zeigen ihren Reichtum nicht, Leute von altem Schrot und Korn. Aber die habens, kann ich dir sagen.» Aber ich hörte nicht mehr hin. Denn beim Worte «Goldvogel» schoß zum dritten Male die Flamme hervor, und nun loderte ich. Jetzt betrachtete ich es als eine Ehrenpflicht, mich meiner rei-

chen Zukünftigen würdig zu erweisen. Ich wollte nicht ruhen und rasten, bis ich ihr all dies bieten konnte, was sie von ihrem Gatten erwarten durfte. Ich stürzte mich in die Arbeit, getrieben von Stolz, Liebe und Gier nach Geld. Welch ein Brand, welch ein Feuer in mir! Glühend rot ist jetzt das Zimmer: Durst, Durst!

Wann war die Schwester wieder gekommen? Plötzlich war sie da und neigte sich über mich. Ich hörte ihre sanfte Stimme: «Ja, ja, gleich, gleich!» Und sie legte mir ein kühles feuchtes Tüchlein über den Mund, um meine Lippen zu netzen. Wie wohl das tat!

Dann wurde ich hinausgeschoben und die langen Gänge entlang gefahren. Aber des Zimmers Brand blieb in mir. Ich mochte mich auf meinem Schragen herumwerfen, soviel ich wollte, die Hitze wich nicht und quälte mich auch, als ich wieder in den Operationssaal geführt wurde. Die Schwester meldete: «Herr Professor, Notfall drei aus dem rosa Zimmer zurück und zur Operation bereit.» Der Angeredete erwiderte: «Gut, er brennt jetzt, sein Panzer ist geschmolzen. Wir wollen beginnen. Ich schneide auf.» Ein zuckender Schmerz durchfuhr mich. Es war, als hätte man mir die Eingeweide aufgerissen, als wühle sich ein Maulwurf in mein Inneres. Kurze Befehle des arbeitenden Arztes wurden von dienstbereiten Schwestern und Assistenten befolgt. Alle waren angehaltenen Atems dabei; jetzt ein leiser triumphierender Ausruf des Chefs: «Ich hab's.» Ein Aufatmen aller! Mein Herz hielt er in Händen, mein zuckendes, schlagendes Herz. Alle schauten hin. «Schaut, wie hart es ist, höchste Zeit, daß wir es herausnahmen. Wie hat er es mißhandelt! Wir müssen es pflegen, ehe wir es wieder einfügen», so sprach er. Meine Sinne verwirrten sich; ich fragte mich, ob man denn ohne Herz leben könne. In mein Fragen hinein drangen die Worte des Operateurs, daß man mich in den Kühlsaal fahren möge.

Wieder ging es durch endlose Gänge, die sich tiefer und tiefer wanden. Während der Fahrt neigte sich ein Gesicht über mich, und ich hörte die mir bekannte und vertraute Stimme meiner Frau leise jemand zuflüstern: «Oh, er lebt, er schlägt die Augen auf.» Und dann Worte voller Süße: «Sieh, ich bin da, ich bin bei dir, du bist nicht allein.» Mir war, als würde mir ein entschwundenes Paradies wieder geöffnet. Denn ich hatte es nicht mehr gewußt, daß in meiner Frau solch ein Schatz des Verstehens und Mittragens sei. Nun aber mußte sie doch zurückbleiben. Ihr Gesicht, eben noch über mich geneigt, schwand hin. Ich sank wie in einem Lifte tiefer und tiefer in ein sehr stilles Zimmer hinein.

Zunächst fiel mir an diesem Raume nichts auf. Farblos lag er in einer Art von Dämmerung, die von irgend einer verborgenen Lichtquelle herrührte. Er war sehr groß und vollständig ruhig. Aber es lag kein Segen in dieser Stille. Denn allmählich fühlte ich ein Etwas, das ich nicht hätte nennen noch beschreiben können, auf meiner Brust, als wolle es mir, der ich ja – und nun fiel es mir erst auf – ohne Herz auch nicht atmete, den Atem auspressen. Es war ein Etwas von Diamantenhärte und Grabeskälte. Ich begann zu frieren und hätte schlottern und mit den Zähnen klappern mögen und konnte doch kein Glied bewegen. Was war nun das? Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Jetzt wußte ich, wo ich war. Dieser Raum in seinem Zwielichte mit seiner Härte und Kälte, war nichts anderes als mein bisheriges Leben.

Und da kommen sie auch schon schweigend: Meine Frau und meine Kinder schleichen herein; diese wollen auf mich zuspringen. Aber die Mutter wehrt es ihnen. Ihre Lippen formen Worte. Oh, ich höre sie nicht, aber ich weiß sie ohnehin. «Ruhig, seid ruhig», sagte sie, «Vater ist müde. Vater hat viel Arbeit. Er hat jetzt keine Zeit.» Und schon gehen sie hin und entschwinden in der Ferne.

Jetzt tritt meine Mutter auf mich zu. «Mutter, Mutter, wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen. Du siehst bedrückt aus. Wo fehlt es? Du sollst nicht Sorgen haben. Ich kann dir helfen. Warum schüttelst du den Kopf? Warum blicken deine Augen so traurig? Du gehst schon? Bleibe! Laß mich nicht allein.» Vorbei. Noch sehe ich sie gebeugten Rückens hinziehen und dann nichts mehr.

Was ist das für ein langer Zug, der jetzt auf mich zuschreitet? Es sind die Angestellten meines Geschäftes, angeführt von meiner Privatsekretärin. Sie besonders nimmt meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Denn ich habe bis jetzt noch nie beachtet, daß sie solche Sorgenfalten, solche vergrämte Züge hat. Warum wohl? Ich bin doch stets korrekt zu ihr gewesen. Zwar habe ich sie streng arbeiten lassen, das ist wahr, aber weit besser bezahlt als jeder andere. Auch bin ich ihr nie zu nahe getreten,

wie es sonst so leicht bei Menschen meines Ranges und Standes geschieht. Warum kommt sie denn hieher? Was will sie? Was treibt die andern her? Wie sie mich anstarren im Vorüberziehen. Jetzt sind sie verschwunden, diese Nummern in meinem Leben, diese Brandscheiter meines Brandes, der an Stelle der Asche Geld hinterläßt und Härte und Kälte und Schweigen.

Ein Faunstanz naht. Ich höre Musik und Lachen. Da sind sie ja schon meine sogenannten Freunde und ich rufe sie an in ihrer öden Lustigkeit: «Was, ihr seid auch gekommen, ihr meine fröhlichen Gesellen der wenigen Stunden meiner Erholung? Wollen wir unser wöchentliches Jaßpartielein machen und dazwischen etwa ein Geschäft abreden, ihr meine guten Kameraden?» Sie lachen schamlos, und ich bin sterbenselend. Ehe ich mich versehe, sind sie weg, ins Nichts hineingehüpft, während es dunkler wird in diesem lastenden Raume, in dieser kalten Stille, die einem die Ohren zerreißt . . .

Ein Zug nahte noch. Ich kannte sie nicht, diese fremden Gestalten. Sie schauten ernst. Als ich sie erblickte, wurde in mir das heiße Verlangen wach, sie singen zu hören. Ich wußte nicht, warum es mir so erging. Aber die Sehnsucht nach ihrem Gesange wurde größer und größer. Hatte ich nicht auf meiner Fahrt hieher von einem lieben Menschen ein liebes Wort vernommen? Mir war, sie würden singen, wenn ich dieses Wort wieder wüßte. Aber es war mir ganz entfallen. Da rief ich: «Gott, schenk mir das Wort!» Und siehe, sie lächelten; die Bande meines Vergessens lösten sich, und ich wußte wieder, was meine Frau mir zugesprochen hatte, als ich auf meinem Bette aus dem Operationssaal geschoben wurde. Aber aus ihrem Worte wurde im Gesange, den die Unbekannten jetzt anhoben, ein gewaltigerer, größerer, tieferer Spruch, die ewige einzige Wahrheit, die mir viel, viel früher schon gesagt und gesungen worden war, und die ich auf meinem bisherigen Lebenswege längst vergessen hatte. Das sangen sie: «Herr, führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da . . .» Und es klang, wie das Orgeln des Windes in den Herbstwäldern, wie das Rauschen der Meereswogen, die aus der Ferne dem Strande sich nahn und in scheinbar ewigem Rhythmus ihn überschäumen mit ihrer Flut in majestätischem Geben und Nehmen . . .

Seither ist viel Zeit vergangen, und ich sitze hier, ein Genesender. Ich habe die kalte harte Hölle meines Lebens erkannt und bin ihr nicht entronnen . . . noch nicht. Aber allein stehe ich nicht in ihr. Er, nach dessen Namen ich mich einen Christen nenne, ist bei mir. Er war dort im Fieber bei mir, und als ich von der Reise in jene fernen Gefilde der Seele zurückkehrte, als ich das Bewußtsein wieder erlangte, wie man das so schön zu nennen pflegt, wußte ich, daß er mich zurückgeführt hatte, weil er noch Aufgaben für mich hat; und es wird so gut sein.

Das klingt mir nun eigentlich schon zu fromm, und gerne gebe ich zu, daß ich kein Meister des treffenden Ausdrucks bin. Ein Pfarrer hätte für meine Erkenntnis bestimmt richtigere Worte gefunden, auch mein Spitalpfarrer. Kürzlich war er das erste Mal bei mir, etwas verlegen und unbeholfen. Denn er wußte nicht recht, woran er mit mir war. So redete er dies und das, von dem er glaubte, es könne einen tüchtigen, erfolgreichen Geschäftsmann interessieren. Unter anderm erzählte er von einer Studienreise ins Heilige Land, die er zusammen mit einigen Amtsbrüdern unternommen hatte. Es war ein kurzweiliger und lustiger Bericht, und ich erfuhr viel Interessantes, von dem ich nichts gewußt hatte. Die Zeit verging wie im Fluge, und ich merkte, daß mein Gesprächspartner gerne aufgebrochen wäre und mich doch nicht verlassen wollte, ohne mir einen geistlichen Zuspruch zukommen zu lassen. So sprach ich zu ihm: «Ja, ja, Herr Pfarrer, die Reisen. Wenn ich Sie noch etwas bitten darf: Lesen Sie mir doch den 139. Psalm vor, den Reisepsalm, wie ich ihn nenne. Dort im Nachttischchen liegt die Bibel.» Er schaute mich erstaunt an, hätte gerne eine Frage gestellt, trat dann aber doch herzu, nahm schweigend die Bibel zur Hand und las mir das Gewünschte, und in und hinter seinen Worten hörte ich jenen Wundergesang, der meines Lebens Wende bedeutete: «. . . Herr, führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da . . .»

Damit bin ich mit meinem Berichte zu Ende. Die Sonne ist unterdessen hinter den fernen Waldungen versunken. In der Ebene brennen schon da und dort die Lichter. Denn die Dämmerung ist fortgeschritten. Bald wird meine Pflegerin kommen und mich für die Nacht zurüsten wollen. Hören Sie? Glockengeläute tönt vom Kirchturm des nahen Dorfes zu uns herüber. Es ist Betzeit, lieber Leser.